

**Stephan Albrecht/Martin Höppl (Hg.):
München. Stadtbaugeschichte vom Mittelalter
bis zur Gegenwart, Petersberg: Michael Imhof
Verlag 2016**

320 Seiten, ISBN 978-3-7319-0185-3, EUR 39,95

Eigentlich ist es verwunderlich, dass über eine Stadt, deren Selbstverständnis und deren Ansehen in der Welt nicht zuletzt auf ihren architektonischen Schönheiten und ihren überzeugenden städtebaulichen Leistungen beruht, noch keine Gesamtdarstellung ihrer baugeschichtlichen Entwicklung verfasst wurde, aber bei München ist dies der Fall. Einzeldenkmäler und herausragende städtebauliche Lösungen wie die Ludwigsstraße oder die Maximilianstraße wurden bereits in zahllosen Monographien gewürdigt, eine zusammenfassende Darstellung der Stadtbaugeschichte Münchens hat bisher aber gefehlt. Der vorliegende Band, herausgegeben von den Bamberger Kunsthistorikern Stephan Albrecht und Martin Höppl, macht sich daran, in insgesamt 15 Einzelbeiträgen verschiedener Autorinnen und Autoren, die alle als eigenständige Artikel zu verstehen sind, erste Bausteine zu einer Schließung dieser Lücke zu liefern.

Den Auftakt bildet Martin Höppl mit einem knappen, einleitenden Überblick über die städtebauliche Entwicklung Münchens, die er gekennzeichnet sieht von dem »Spannungsfeld zwischen lokaler Bautradition und Neuansätzen« (12). Bereits in der mittelalterlichen Stadtanlage kann Höppl Ansätze zur Herausbildung der Residenzstadt erkennen, die dann, bereits früh einsetzend, im 17. Jahrhundert ihre volle Ausprägung fand. War das 19. Jahrhundert in der ersten Hälfte von der Umgestaltung zur Hauptstadt eines Königreichs und zur Kunststadt geprägt, so folgte in der zweiten Jahrhunderthälfte der Ausbau der modernen Großstadt. Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs konstatiert Höppl der Stadt »eine neue bzw. zweite Gründerzeit« (34). Der Stadtausbau ist geprägt von dem Konflikt zwischen dem Erhalt wirtschaftlicher und touristischer Attraktivität

und den daraus erwachsenen Problemen wie Kommerzialisierung und Wohnungsnot.

Die weiteren Beiträge, die Höppls Interpretationsansatz immer wieder aufnehmen, sind in sieben zeitlich periodisierte Hauptkapitel mit jeweils zwei Kapiteln eingeteilt. Im Hauptkapitel über das Mittelalter und die Frühe Neuzeit charakterisiert Herausgeber Stephan Albrecht das mittelalterliche München aufgrund des städtebaulichen Nebeneinanders von Markt und Herrschersitz bereits als nach planerischen Richtlinien angelegte Residenzstadt (44-60). Ob die geplante Stadt allerdings nur eine Ost-West- und keine Nord-Süd-Ausrichtung gehabt habe, wie Albrecht konstatiert, muss angesichts der Bedeutung, die die Straßenachse Schwabinger-, Rosen-, Sendlinger Gasse von Anfang an hatte, doch bezweifelt werden. Für das 16. und frühe 17. Jahrhundert zeichnet Kathrin Müller die Baumaßnahmen Wilhelms V. und Maximilians I. nach, die mit dem Jesuitenkolleg, der Maxburg, der Residenz und der Mariensäule deutlich die herrscherliche Präsenz innerhalb der Bürgerstadt markierten (61-76).

Die Entwicklung Münchens als kurfürstlicher Residenzstadt des Barock und des Rokoko mit dem Ausbau landesherrlicher und adliger Residenzen und Schlösser in der Umgebung der Stadt, der Anlage eines gewaltigen Kanalsystems unter Kurfürst Maximilian II. Emanuel und dem Versuch des Baus einer barocken Stadtanlage durch Kurfürst Karl Albrecht in Nymphenburg, wird nach diesen Ausführungen merkwürdigerweise ausgespart, obwohl alle hier aufgeführten Tendenzen und Maßnahmen noch heute im Stadtbild wirksam sind. Stattdessen macht das nächste Hauptkapitel gleich einen Sprung an das Ende des 18. Jahrhunderts. Anne Marie Zinsmeister stellt den Englischen Garten als den nach verschiedenen Rückschlägen auf lange Sicht doch erfolgreichen Versuch vor, die Natur in die Stadt hereinzuholen und umgekehrt die Stadt enger mit dem Land zu verbinden. Auf die politischen Konnotationen dieser Parkanlage, die ange-

strebte Versöhnung zwischen Herrscher und Volk, geht sie natürlich ebenfalls ein (78-94). Mit der zweiten großen Stadterweiterungsmaßnahme des Aufklärungszeitalters, der Maxvorstadt, beschäftigt sich Luba Karabajakova. Sie sieht in dem durch das Zusammenwirken des Architekten Carl von Fischer und des Gartenplaners Friedrich Ludwig von Sckell entstandenen neuen Stadtteil einen europaweit singulären Versuch, die enge, dicht bebaute Altstadt aufzubrechen und durch eine großzügig geplante Villenvorstadt zu erweitern (95-112).

Die beiden Hauptkapitel zum 19. Jahrhundert haben die großen königlichen Straßen- und Platzanlagen zum Thema, mit denen Ludwig I. und Maximilian II. München zu einer Königsresidenz von europaweiter Bedeutung ausgestalten wollten: den Max-Joseph-Platz in einem Beitrag von Martin Höppl (114-135), den Königsplatz, dessen Entstehungsgeschichte Eduard Wätjen darstellt (115-151), die Ludwigstraße, vorgestellt von Anna Marie Pfäfflin (154-173), und schließlich die Maximilianstraße. Ihr gelten die Ausführungen von Stefan Schnupp (174-193).

Das nächste Hauptkapitel macht wieder einen Sprung zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Valerie Borchert geht nur einleitend auf die planvollen Stadterweiterungen der Zeit König Ludwigs II. ein und konzentriert sich dann völlig auf die Staffelbauordnung Theodor Fischers von 1904, die »damals differenzierteste Zonenbauordnung des deutschsprachigen Raumes« (212). Fischers Idee, in vorbildlicher Weise neue Stadtquartiere entstehen zu lassen, die wie zufällig entstanden wirken aber dennoch jeweils für sich zenträumliche Funktionen enthalten, und dazwischen Zonen geringerer Verdichtung, sollte bis weit in das 20. Jahrhundert hinein ihre Geltung behalten und bietet noch bis heute Anregungen für die Stadtgestaltung Münchens (195-213). Im anschließenden Unterkapitel über den Siedlungs- und Wohnungsbau der 1920er Jahre arbeitet Angelika Dreyer am Beispiel der großen Siedlungsprojekte die Bemühungen heraus, zwischen den modernen Anforderungen an

den Wohnungsbau und der Münchner Bau-tradition einen eigenständigen Weg zu gehen, der eine hohe Wohnqualität gewährleisten sollte (214-231).

Die nationalsozialistische Zeit wird durch die Gestaltungsgeschichte des Königsplatzes repräsentiert, dessen einschneidendste städtebauliche Veränderung Ulrike Grammbitter in der Auflösung der bisherigen Geschlossenheit hin zu einer Ausrichtung auf die NS-Bauten im Osten sieht (234-240). Für die Wiederaufbau-phase untersucht Carla Mayerhofer beispielhaft die Alte Pinakothek, das Alte Rathaus und die Neue Maxburg, die unterschiedliche Wege im Umgang mit den Kriegszerstörungen aufzeigen. Insgesamt konstatiert aber die Autorin eine eher konservative Vorgehensweise beim Wiederaufbau der Stadt (241-255).

Die beiden unter dem hier etwas problematischen Begriff der Postmoderne zusammengefassten letzten Unterkapitel des Buches befassen sich mit dem Olympiapark in einem Beitrag von Sonja Brandt (258-274) und dem Städte- und Siedlungsbau der letzten 40 Jahre des 20. Jahrhunderts. Steffen Krämer stellt hier vor allem Neuperlach, das er als gescheiterten Versuch einer Entlastungsstadt ansieht, die Messestadt Riem als positives Beispiel gegenüber, die bescheidener dimensioniert ist, klar begrenzte Straßen- und Außenräume aufweist und vor allem von Anfang an ein Stadtteilzentrum erhielt (275-292).

Der vorliegende Sammelband ist noch nicht die bisher fehlende zusammenfassende Gesamtdarstellung der Münchner Stadtbaugeschichte; das möchte er aber auch gar nicht sein! Bewusst konzentriert er sich auf herausragende Schwerpunkte und nimmt Lücken wie die Stadtbaugeschichte des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts, die Siedlungsplanungen der Terraingesellschaften am Ende des 19. Jahrhunderts oder auch die nationalsozialistischen Planungen zum Ausbau der »Hauptstadt der Bewegung« gezielt in Kauf. Der vorliegende Band liefert dennoch erstmals ein dichtes Netz

an solide verfassten Orientierungspunkten für eine durchgehende Stadtbaugeschichte Münchens. Die Einzelbeiträge können zwar jeweils für sich bestehen, sind aber alle derart in die Entwicklungsgeschichte der Stadt eingebettet, dass sie den noch fehlenden Gesamtüberblick beinahe vergessen lassen. Dass das Buch mit zahlreichen Karten und Plänen und sehr anschaulichen und zum Teil eigens angefertigten Abbildungen von durchweg guter Qualität ausgestattet ist, sei hier abschließend nur am Rande vermerkt.

Manfred Peter Heimers, München

Christine Rädlinger/Juliane Beate Sagebiel (Hg.): Widerstand ... nach-denken, Berlin: LIT Verlag 2016

162 Seiten, ISBN 978-3-643-13492-9, EUR 19,00

Widerstand ist eine gleichermaßen zentrale wie seltene Kategorie menschlichen Handelns, insbesondere unter den Bedingungen antidemokratischer und mörderischer Regime. Meist geht es den Widerständigen darum, einem herrschenden Unrecht entgegenzuwirken, Schutzräume zu schaffen für Verfolgte und Marginalisierte, der großen amorphen Masse der vermeintlich Unbeteiligten und Gleichgültigen eine politische Alternative anzubieten und Impulse für Zivilcourage und eigene Aktivitäten zu setzen – nicht selten unter beträchtlichen Lebensrisiken bis hin zu aggressiver Verfolgung und Tod.

Das widerständige Verhalten gegen das NS-Regime ist in den letzten Jahrzehnten von Historikern intensiv untersucht und breit dokumentiert worden. Der noch in den 1950er Jahren eher als klein und überschaubar wahrgenommene Kreis von NS-Gegnern ist seitdem durch die Forschung erheblich erweitert worden und hat zahllose neue Namen, Gesichter und Geschichten bekommen. Waren die Anfänge von den Leitfiguren des militärischen Widerstands, dem »Kreusauer Kreis«, der »Roten Ka-

pelle« oder der »Weißen Rose« geprägt, erinnert man heute in vielen Städten auch an weniger prominente Aktivisten, wie etwa – in München – an den aus dem Umfeld der evangelischen Kirche stammenden Wilhelm von Pechmann oder an den jungen Katholiken Walter Klingenberg, der 1943 in Stadelheim hingerichtet wurde. Und auch die vielen Kleinformen widerständigen Verhaltens, die Alltagsproteste, die vielfältigen Formen von Resistenz, Nonkonformität und Verweigerung von »normalen« Deutschen sind uns inzwischen geläufig. Zuletzt wurde auch der »Rettungswiderstand« »entdeckt«. In Berlin widmet sich ein eigener Erinnerungsort den »heimlichen Helfern«; für München hat unlängst Susanne Schrafstetter eine erste Bilanz des Rettungswiderstands vorgelegt und die Geschichten von mutigen Helfern und zahlreichen geretteten Leben dokumentiert (Flucht und Versteck. Untergetauchte Juden in München – Verfolgungserfahrung und Nachkriegsalltag, Göttingen 2015).

Das unter der Herausgeberschaft von Christine Rädlinger und Juliane Sagebiel veröffentlichte Buch mit dem programmatischen Titel »Widerstand ... nach-denken« (Band 1 einer neuen Schriftenreihe des Münchner Vereins Chaverim e. V.) knüpft an diesen Themenkreis an, denn es widmet sich genau jenen weitgehend unbekanntem Akteuren unter den Unangepassten und Loyalitätsverweigerern, den Oppositionellen und Widerstandskämpfern, deren exemplarisches Handeln bislang noch nicht oder nur unzureichend in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben worden ist. Dabei folgt das Buch keinem rein wissenschaftlichen Ansatz, sondern versteht sich explizit auch als Plädoyer und Appell, das über die Schaffung von historischem Bewusstsein die Sensibilität für Gegenwartsphänomene schärfen und Impulse für konkretes Handeln setzen möchte. Konkretes Ziel der Publikation ist, »Mut zu machen, »der Sache nachdenken«, sich einzumischen, nicht einverstanden zu sein, sich gegen Angriffe auf die Demokratie und die Freiheit zu wehren,

politisch zu handeln, in den Dialog mit Andersdenkenden zu gehen (...)» (10).

Vorgestellt werden Akteure, die sich ungeachtet der damit verbundenen Risiken zur solidarischen Hilfe für Bedrohte und Entrechtete bekannten, deren tätige Solidarität aber nach 1945 weitgehend in Vergessenheit geraten ist, sei es, weil die Protagonisten nur wenig oder überhaupt nichts davon erzählten, sei es, dass die Gesellschaft von diesem singulären Engagement nichts hören wollte. Eindrucksvoll wird die Geschichte des österreichischen Thronprätendenten Otto von Habsburg geschildert, der – obwohl selbst im Fadenkreuz der nationalsozialistischen Häscher – seine internationalen politischen und diplomatischen Kontakte nutzte, um zahllosen Juden die Flucht in sichere Emigrationsländer zu ermöglichen. Andere wiederum zogen aus einem katholisch geprägten Humanismus die Kraft und den Mut, dem Regime die Stirn zu zeigen. Dafür steht exemplarisch die Familie des Pfaffenhoffener Lebensmittelfabrikanten Georg Hipp, die vor allem durch eine unmissverständliche, auch nach Außen sichtbare Haltung beispielgebend war. Der Münchner Maler Franz Herda dagegen verweigerte sich als künstlerischer Freigeist dem kleinkarierten und spießigen Diktat des NS-Regimes. Er verachtete den nationalsozialistischen Rassismus und riskierte sein Leben, um in der »Hauptstadt der Bewegung« Verfolgten einen Schutzraum zu bieten. Geradezu übermenschlichen Mut erforderten die lebensgefährlichen Aktionen der polnischen Christin Irena Sendler, die mit einigen Mitstreitern etwa 2.500 jüdische Kinder aus dem Warschauer Ghetto rettete und diese mit gefälschten Papieren dem mörderischen Zugriff der nationalsozialistischen Besatzer entzog.

Abgeschlossen und abgerundet wird der Band durch zwei eher essayistische Betrachtungen über die zwiespältige Frage »Widerstand als Rückzug oder zum Zwecke der Befreiung«. Am Beispiel der DDR akzentuiert Dörte Esselborn die vielfältigen Handlungsmöglichkeiten des

Einzelnen im Spannungsfeld zwischen Anpassung und Widerstand und betont den grotesken Befund, dass das »System DDR« funktioniert habe, obwohl so viele mit dem real existierenden Sozialismus wenig anfangen konnten.

Klaus Weber nähert sich dem Widerstehen als Grundprinzip des menschlichen Daseins und macht deutlich, dass es oft die klug-subtilen Zwischentöne widerständigen Handelns sind, die dessen »Erfolg« ausmachen: »Die Starken werden nicht mit Stärke bekämpft« (149). Ob freilich Webers scharfzüngig geratener Exkurs zur Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises 2010 an Joachim Gauck und der Hinweis auf die NS-Verstrickung von Gaucks Eltern »der Wahrheitsfindung dient«, sei dahin gestellt.

Der Rechts- und Sozialstaat des 21. Jahrhunderts kennt widerständiges Verhalten nurmehr als gefällige Geste aus der Komfortzone. »Nein-Sagen« ist in unserer Zeit – glücklicherweise – keine lebensgefährliche Grundsatzentscheidung. Und eine von gängigen Normen abweichende Lebensführung ist schon längst keine Provokation mehr, sondern ein aufsehen-erregendes Alleinstellungsmerkmal in einer zunehmend beliebig gewordenen Welt. In einem mörderischen System für humanitäre Werte, für Respekt und Toleranz einzutreten, konnte hingegen für das eigene familiäre und soziale Umfeld lebensbedrohliche Konsequenzen nach sich ziehen. Die in dem Buch »Widerstand ... nachdenken« präsentierten Geschichten und Texte helfen uns zu verstehen, was es bedeutet hat, einem aggressiven Regime die Gefolgschaft zu verweigern, einer gleichgeschalteten Gesellschaft auch öffentlich zu widersprechen. Und sie zeigen, dass Resistenz, Opposition und Widerstand jenseits der Heldenpose und gerade auch auf der Alltagsebene möglich waren. Die Geschichte der Familie Hipp oder die von Irena Sendler formulieren die Gegenthese zur gängigen Standardphrase der Nachkriegsgegeneration: »Da konnte man nichts machen«.

Andreas Heusler, München

Claudia Maria Schemmer: Internationalisierung im ländlichen Raum Bayerns. Traunstein 1945 – 1989 (Münchener Historische Studien: Abteilung bayerische Geschichte, Bd. 25), Kallmünz/Oberpfalz: Verlag Michael Laßleben 2016

369 S., ISBN 978-3-7847-3125-4, EUR 39,00

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhundert gilt als Epoche zunehmender Internationalisierung. Den verschiedenen Aspekten dieser Entwicklung widmet sich die Dissertation von Claudia Maria Schemmer. Mit der Stadt sowie dem Landkreis Traunstein nimmt die Autorin eine überwiegend ländlich geprägte Region Oberbayerns in den Blick und untersucht so – in bester regionalhistoriografischer Tradition – die Auswirkungen globaler Prozesse auf kleine Räume in den Jahren 1945 bis 1989. Ihre Leitfragen richten sich auf die Intensität und die Auswirkungen der Internationalisierung vor Ort (3). Unter besagtem Phänomen versteht Schemmer einen »vielschichtigen Transformationsprozess« (11), der sich im politischen, sozialen, wirtschaftlichen sowie kulturellen Bereich niedergeschlagen habe. Ihre Untersuchung stützt die Verfasserin hauptsächlich auf drei Quellenarten: auf zeitgenössische Artikel aus den Zeitungen der Region (wobei der genaue Umfang der erhobenen Stichprobe unklar bleibt), auf archiviertes Schriftgut kommunaler, staatlicher, kirchlicher und unternehmerischer Provenienz sowie auf private Überlieferungen und Zeitzeugengespräche. Die Arbeit ist in zwei Hauptkapitel gegliedert, von denen eines Internationalisierungsprozesse in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur behandelt, während das andere sich mit Akteuren, Räumen und Diskursen auseinandersetzt.

Besonderes Augenmerk schenkt die Studie der amerikanischen Präsenz und den Kontakten des Kreis Resident Officer beziehungsweise des Civil Affairs Officer zu den deutschen Lokalpolitikern, die sich etwa in dem zwischen 1952 und 1957 regelmäßig tagenden deutsch-amerikani-

schen Beratungsausschuss zeigten. Für die Bevölkerung waren der 1948 in Traunstein vom Münchner Amerikahaus eingerichtete Leseraum sowie die angebotenen Englischkurse, Konzert-, Film- und Vortragsabende von großer Relevanz. Wie auch die Bürgerversammlungen stellten sie für die Einheimischen Möglichkeiten zur Begegnung mit den Amerikanern dar und trugen zur Vermittlung von Demokratie sowie US-Kultur bei.

Der Europa-Gedanke wurde im Chiemgau durch die 1947 gegründete Kreisgruppe der Europa-Union gefördert, diese kooperierte bei Veranstaltungen eng mit den Volkshochschulen (VHS) in der Region, aber auch mit Münchner Auslandskulturinstituten. Zur europäischen Verständigung trugen auch die ab den 1960er-Jahren entstehenden Partnerschaften bei, die viele oberbayerische Gemeinden mit Kommunen aus den Nachbarländern – zumeist aus Frankreich und Italien – eingingen. Diese Verbindungen wurden nicht nur von Politikern, sondern auch von einzelnen Bürgern, Vereinen und Schulen gepflegt; ja sie gingen vielfach sogar auf Privatinitiativen zurück.

Das Thema der Zuwanderung nach 1945 wird von Schemmer exemplarisch anhand von drei Gruppen behandelt: den Displaced Persons, die zwischen 1946 und 1949 in einer ehemaligen Traunsteiner Kaserne leben mussten; den »Gastarbeitern«, die verstärkt ab den 1960er-Jahren angeworben und zumeist in Fabriken wie etwa im Traunreuter Siemenswerk oder in der Waginger Bergader-Käserei tätig waren (hierbei geht die Verfasserin insbesondere auf die Griechen ein), sowie den Menschen, die auf der Flucht vor Krieg und Gewalt in den Landkreis kamen (dort liegt der Fokus auf den insgesamt knapp 150 Kriegsflüchtlingen aus Vietnam, die 1979 bis 1983 in Engelsberg und Unterwössen untergebracht waren). Warum sich Schemmer für die Untersuchung der genannten »Gastarbeiter-« und Flüchtlingsgruppen entschieden hat, bleibt unklar. Insgesamt gelingt es der Autorin in den drei Fallbeispielen nur sehr selten,

die zeitgenössische Sicht der Migranten darzulegen. Stattdessen wird vage darauf verwiesen, dass »neue Quellenbestände erschlossen werden [müssten]« (107) oder »möglicherweise noch existierende Schulakten« (112) Auskünfte geben könnten. Für das wichtige Thema »Zuwanderung« wünschenswerte Tiefenbohrungen fehlen.

Gelungener ist das Kapitel über die Auswirkungen der Internationalisierung auf die lokale Wirtschaft. In der Landwirtschaft kamen Techniken aus den USA nach 1945 auch im Chiemgau zum Einsatz, durch Klassenfahrten sowie Agrarpraktika lernten Jungbauern andere Länder kennen und die Katholische Landjugend pflegte Kontakte zu einer Partnerorganisation im Senegal. Wie die Verfasserin anhand der Firma Bergader eindrucksvoll darstellt, wurde der Export für viele Industriezweige »überlebensnotwendig« (129). So ging 1971 gut die Hälfte der am Waginger See hergestellten Käseprodukte ins Ausland. Mehrsprachige Publikationen, internationale Besuchergruppen und Präsentationen bei Messen auf der ganzen Welt standen mit einer auf Bayern-Klischees setzenden Marketingstrategie nicht im Widerspruch. Im Tourismussektor hingegen fiel es zunächst schwer, vermehrt ausländische Besucher anzulocken. Stärkere Internationalisierungsprozesse macht Schemmer dagegen im Bereich Konsum und Ernährung aus. In den 1960er-Jahren habe sich die italienische, in den 1970ern die jugoslawische und in den 1980ern die griechische Gastronomie im Landkreis etabliert (150).

Auch das Kultur- und Bildungsangebot internationalisierte sich (beispielsweise in Form von VHS-Sprachkursen und -Reisen sowie von Schüleraustauschen) in der Untersuchungsregion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend. Ähnliche Prozesse konstatiert Schemmer für den Sport: neue Sportarten kamen auf, Leistungszentren wurden errichtet (etwa in Inzell für den Eisschnelllauf) und internationale Wettkämpfe wurden ausgetragen. Letztere trugen wiederum zur Präsenz der Region in der Weltpresse und zum Tourismusmar-

keting bei. Anhand zweier Beispiele zeigt die Studie die Einbindung der Region Traunstein in globale christliche Netzwerke auf: So wurde der Neubau der katholischen Kirche in Traunreut 1953/1954 maßgeblich durch die stark antikommunistisch orientierte amerikanische Organisation »Wooden Church Crusade« finanziert. Des Weiteren waren katholische Geistliche und Ordensleute aus aller Welt als Urlaubsvertretung oder aber auch anlässlich des 1960 in München stattfindenden Eucharistischen Weltkongresses im Chiemgau zu Gast und knüpften dort Kontakte. Einen Blick über das Zweite Vatikanum hinaus und auf andere Konfessionen und Religionsgemeinschaften wagt die Untersuchung allerdings nicht.

In einem zweiten Hauptkapitel widmet sich Schemmer – eine ganze Reihe neuerer historiografischer Trends aufgreifend – Akteuren, Räumen und Diskursen. Zunächst legt sie dar, welche Rolle Kommunen, Land, Bund und Europäische Gemeinschaft als Akteure bei der Internationalisierung der Region Traunstein spielten. Des Weiteren geht sie unter dem Schlagwort »Mobilität« auf Einzelpersonen und zivilgesellschaftliche Gruppen ein, wobei jedoch der analytische Zugriff über den Akteurs-Begriff bei so divergierenden Themen wie Auswanderung, Fernreisen, christliche Missionstätigkeiten, humanitäre Engagements oder bi-nationalen Eheschließungen zu kurz kommt.

Als Räume, in denen sich die regionalen internationalen Beziehungen abspielten, macht die Autorin für die frühe Nachkriegszeit das unmittelbar angrenzende Österreich, später Italien (hier anfangs insbesondere Südtirol) sowie schließlich Jugoslawien und – mit Abstrichen – Polen aus. Daneben habe es in der Besatzungszeit und darüber hinaus starke Verflechtungen mit den USA gegeben. Aber auch Verbindungen zu anderen außereuropäischen Räumen stellt die Verfasserin fest. Als Beispiel hierfür nimmt sie Indien, obwohl sie einräumen muss, dass »Berührungspunkte zwischen Indien und Traunstein [...] nur punktuell Nieder-

schlag in den herangezogenen Quellen« gefunden hätten (239).

Instruktiv ist Schemmers Abhandlung zu zentralen Diskursen der Internationalisierung. Zu diesen zählt sie etwa diejenigen über »Abendland« und »Europa«. Zudem weist die Autorin auf die unterschiedlichen Konnotationenmöglichkeiten der Begriffe »Ausländer« und »Fremde« sowie auf die schillernde Bedeutung des Wortes »Heimat« hin.

Generell sticht ins Auge, dass Schemmer nur an wenigen Stellen ihrer Studie auf die – sicherlich auch in der Region Traunstein vorhandenen – Vorbehalte gegen der Internationalisierung eingeht. Die Reaktionen der Bevölkerung auf »Gastarbeiter« und Flüchtlinge, auf europäische Agrarverordnungen, auf die Eröffnung von jugoslawischen Restaurants in vormals bayerischen Gasthöfen oder auf ausländische Priester, die als Urlaubsvertretung den Gottesdienst hielten und vermutlich nicht selten mit Verständigungsproblemen zu kämpfen hatten, werden in der Arbeit kaum thematisiert. Zudem lässt sich vielfach fragen, ob die beschriebenen Prozesse spezifisch für die Epoche nach 1945 sind und nicht bereits in der Vorkriegszeit existierten oder zumindest angelegt waren. Aber, so schreibt die Autorin im Fazit selbst: Der Preis dafür, dass die Studie »den inhaltlichen Zugriff bewusst breit gewählt hat«, seien »eine starke Reduktion auf Einzelaspekte und -biografien und das die Arbeit begleitende Bewusstsein, dass sowohl die Quellenbasis als auch der Themenkatalog erweitert werden« könnte (277).

Insgesamt fällt das Urteil über die Arbeit von Claudia Maria Schemmer trotz der genannten Einwände und Anregungen positiv aus: Der Autorin gelingt es auf knapp 370 Seiten verschiedenste Aspekte der Internationalisierung des Chiemgaus nach 1945 darzulegen. Sie bewältigt dieses äußerst heterogene und quellenmäßig schwer greifbare Thema, ohne sich in Details zu verlieren. Ihr Werk ist flüssig wie anschaulich und gleichwohl auf einem hohen

analytischen Niveau geschrieben. Die Studie, die von der Gesellschaft der Münchner Landeshistoriker 2015 zu Recht mit dem Michael-Doeberl-Preis ausgezeichnet wurde, stellt eine regionalgeschichtliche Pionierarbeit dar, der Tiefenbohrungen zu den darin teilweise nur angerissenen Aspekten sowie vor allem weitere Forschungen zu anderen Regionen folgen sollten.

Jörn Retterath, München

Cornelia Oelwein: Die Geschichte des Deutschen Jagd- und Fischereimuseums Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink 2016

120 S., ISBN 978-3-89870-880-7, EUR 14,90

Der Geschichte des Deutschen Jagd- und Fischereimuseums München widmet sich die gleichnamige Publikation der Landeshistorikerin und Publizistin Cornelia Oelwein. Das hier zu besprechende Werk ist die gekürzte und auf Belegstellen verzichtende Version des zeitgleich erschienenen Buches »Quellengestützte Dokumentation zur Geschichte des Deutschen Jagd- und Fischereimuseums München«. Beide Veröffentlichungen entstanden in den Jahren 2010 bis 2013 zum 75-jährigen Bestehen des Jagdmuseums und wurden von diesem in Auftrag gegeben.

Oelweins Arbeit muss auch als eine Reaktion auf anhaltende Diskussionen über den Umgang des Museums mit seiner nationalsozialistischen Gründungshistorie und seinen Ausstellungsobjekten aus dieser Zeit – zu nennen seien etwa die lange Zeit unkommentiert präsentierten Jagdtrophäen aus dem Besitz Hermann Görings – gelesen werden. So betont Museumsdirektor Manuel Pretzl im Vorwort, dass sich das »Deutsche Jagd- und Fischereimuseum [...] mit dieser Publikation seiner facettenreichen Vergangenheit, im Bewusstsein für seine Geschichte und der daraus resultierenden Verantwortung für seine Zukunft« (5) stelle, und

der Präsident des Bayerischen Jagdverbandes Jürgen Vocke schreibt in Bezug auf die derzeitige Schau: »Ohne jeglichen ideologischen Ballast steht die freilebende Tierwelt im Mittelpunkt des Ausstellungskonzepts« (4).

Das Narrativ vom angeblich unpolitischen Charakter der Jagd im Allgemeinen und des Jagdmuseums im Speziellen durchzieht das Werk. Bereits in der Einleitung macht Cornelia Oelwein deutlich: »Auch wenn das Deutsche Jagdmuseum in der Zeit des Dritten Reiches unter der Federführung des nationalsozialistischen Stadtrats Christian Weber ins Leben gerufen wurde, so wurde es doch bis Kriegsende kaum propagandistisch missbraucht, zumal sich das Thema der Jagd hierfür auch kaum eignete. In erster Linie handelte es sich bei diesem Museum um das Werk verschiedener jagdbegeisterter Personen [...], von denen ein Teil nicht einmal der Partei angehörte« (6).

Erste Überlegungen zur Errichtung eines Deutschen Jagdmuseums gehen laut Oelwein auf die Erste Internationale Jagdausstellung in Wien 1910 zurück. Einen wichtigen Impuls erhielten diese durch die 1933/1934 in München zum Verkauf stehende umfangreiche Geweihsammlung des Grafen Arco-Zinneberg. Christian Weber trat vehement für den Erwerb der Trophäen und die Gründung eines Museums ein. Unklar bleibt in Oelweins Ausführungen, ob der Kauf letztlich von der NSDAP, dem bayerischen Landwirtschaftsministerium oder dem Bankier August von Finck getätigt wurde (13, 18). Mit (angeblicher) Rückendeckung Hitlers und im Widerstreit mit Reichsjägermeister Hermann Göring forcierte Weber die Errichtung des Deutschen Jagdmuseums in München. Er stand dem 1934 gegründeten gleichnamigen Verein vor, in dessen Leitungsgremien auch zahlreiche weitere Nationalsozialisten (u. a. Karl Fiehler, Adolf Wagner, Hans Frank, Martin Mutschmann, Hinrich Lohse, Franz Xaver Schwarz) vertreten waren. Gleichwohl kommt Oelwein zu der Überzeugung, dass ein Großteil der Vereinsangehörigen »Jäger, vielfach aus

Adel und Hochadel« (27), gewesen seien. »Der beste Beweis, dass es sich bei den Mitgliedern des Vereins Deutsches Jagdmuseum nicht nur um Mitglieder und Sympathisanten der NSDAP handelte, ist jedoch der stellvertretende Vorsitzende und Geschäftsführer Theodor Mantel« (27), so die Autorin weiter. Mantel war Mitglied der BVP und Chef der Forstabteilung im bayerischen Staatsministerium der Finanzen gewesen. Nach Differenzen mit Ludwig Siebert und seiner kurzzeitigen Verhaftung 1933 ließ sich Mantel im April 1934 – angeblich aus gesundheitlichen Gründen – in den vorzeitigen Ruhestand versetzen.

An der dominanten Stellung Webers kann gleichwohl kein Zweifel bestehen. So widmet Oelwein den Auseinandersetzungen zwischen Weber und Göring, der – obwohl er den Münchner Plänen kritisch gegenüberstand und zeitweise Ideen für ein eigenes Museum verfolgte – als Schirmherr der Einrichtung fungierte, viel Aufmerksamkeit. Nach verschiedenen Standortüberlegungen wurde ab 1937 schließlich das Orangeriegebäude im Nordflügel von Schloss Nymphenburg umgebaut. Dabei scheuten die Verantwortlichen auch nicht vor der Zwangsräumung der durch die Engländer genutzten Institutskirche (hierbei sieht Oelwein weniger die NS-Kirchenkampfpolitik als vielmehr das Interesse Adolf Wagners, »den Klosterbau möglichst schnell für das Museum freizubekommen – auch jenseits politischer Überlegungen« [48] als ausschlaggebend an) und der Zerstörung von Kunstwerken (was Oelwein mit den Worten: »Nur der prachtvolle Klosterkirchenraum [...] musste geopfert werden« [45] darstellt) zurück. Die Einweihung des Jagdmuseums erfolgte im Oktober 1938 und war von einem Festumzug begleitet, bei dem die territorialen Expansionen der zurückliegenden Monate propagandistisch inszeniert wurden. Auch nach der Eröffnung gingen die Bauarbeiten weiter, wurden jedoch 1941 endgültig eingestellt (Oelwein: »Nicht einmal Fremdarbeiter wurden zur Verfügung gestellt«; 69).

Die Sammlung überstand den Krieg ohne größere Verluste. Gleichwohl stellte das Ende des NS-Staates einen tiefen Einschnitt dar: Das Interesse an einem Jagdmuseum war in der Nachkriegszeit gering und insbesondere die Zoologische Staatssammlung setzte alles daran, Räumlichkeiten und Bestände des Jagdmuseums zu bekommen – entsprechende, von Intrigen begleitete Bemühungen des Leiters der Staatssammlung, Hans Krieg, stellt Oelwein detailliert dar. Obwohl schon Anfang der 1950er-Jahre der Verein Deutsches Jagdmuseum unter Oberbürgermeister Thomas Wimmer wiederbelebt wurde, dauerte es mit der Wiedereröffnung bis 1966. Dieses fand nun in der ehemaligen Augustinerkirche in der Münchner Innenstadt seine neue Heimat. Unter Horst Popp erfuhr die Einrichtung großen Publikumszuspruch und eine Erweiterung: 1982 wurde es um das Nachbargebäude und das Thema »Fischerei« ergänzt. Als »Deutsches Jagd- und Fischereimuseum« wurde es 1997/1998 umgebaut. Mit der Ausstellungsneukonzeption in den 2010er Jahren endet die Darstellung.

Oelweins Büchlein bietet einen detailreichen Überblick zur Geschichte des Jagdmuseums. Jedoch überwiegt ein negatives Urteil: Auch wenn man in Rechnung stellt, dass sich das Werk weniger an ein wissenschaftliches Publikum als vielmehr an breite Leserkreise richtet, muss doch der Schreibstil bemängelt werden. Emphatische (»endlich!«; 49) und umgangssprachliche bis skurrile (»im Rathaus wurde gestöhnt«; 58) Formulierungen sowie ausschweifende (vgl. 100; 117) und anekdotenhafte (so wird berichtet, dass Mantels Vater bei der Geburt seines Sohnes angeblich auf der Hasenjagd gewesen sei; 34) Darstellungen lassen an vielen Stellen kritische Distanz und Analyse vermissen. Hinzu treten nicht nachvollziehbare, teilweise geradezu verharmlosende Wertungen (wie etwa die oben zitierten zur Zerstörung der Kirche und dem Nichteinsatz von Zwangsarbeitern).

Das größte Manko aber bildet die weitgehend unkritische Darstellung der Geschichte

der Museumsgründung während der NS-Zeit. Vielfach fehlt es hier an einer Analyse und an der Erkenntnis, dass der Jagd sehr wohl eine politische Implikation zukam. Weitergehende Fragen etwa zum Zusammenhang von Ausstellung und NS-Weltmacht- und Expansionspolitik fehlen gänzlich. Dass die NSDAP 1938 dem Museum über 117.000 Reichsmark spendete, dass sowohl Hitler als auch Himmler der Sammlung Objekte stifteten und dass einige Stücke durch die Gestapo in den Bestand des Museums gelangten (Raubkunst?), wird von der Autorin nur knapp erwähnt und nicht näher analysiert. Dabei lassen gerade diese Aspekte sowie die engen personellen Verflechtungen mit führenden Nationalsozialisten ihre Deutung des Museums als »eine rein natur- und kulturgeschichtliche Institution« (119) mehr als fraglich erscheinen.

Jörn Retterath, München

Richard Winkler: Ein Bier wie Bayern. Geschichte der Münchner Löwenbrauerei 1818 – 2003, Neustadt an der Aisch: Verlag Ph. C. W. Schmidt, 2016

471 S., ISBN 978-3-87707-093-2, EUR 29,90

Das neu gegründete Bayerische Wirtschaftsarchiv bekam 1988 als ersten großen Bestand das Archiv von Löwenbräu überreicht. Richard Winkler, der stellvertretende Leiter des Wirtschaftsarchivs, hat anhand des umfangreichen Materials die Wirtschaftsgeschichte dieser Münchner Brauerei, von allen Einschlägigen »der Löwe« genannt, bearbeitet.

1594 beginnt die Brautradition in dem Haus »Löwengrube Nr 17«, von dem sich der Name Löwenbräu ableitet. Die neuere Geschichte bestimmt Georg Brey 1818 mit dem Kauf der Brauerei. Unter seinem Sohn Ludwig wird das Unternehmen durch den Ausbau des Exportgeschäftes zur absatzstärksten Münchner Brauerei. 1872 entsteht die »Aktiengesellschaft zum Löwenbräu« als die erste in Bayern etablierte

Aktienbrauerei. Nach einer Phase der Qualitäts- und Führungskrise erstarkt der Löwe in den 1890er Jahren zur Brauerei mit dem größten Ausstoß innerhalb Münchens, aber auch Bayerns. Das stetig steigende Exportgeschäft macht Löwenbräu zur international bekannten Weltmarke. Die Löwenbräuaktie gehört dauerhaft zu den begehrtesten Papieren an der Münchner Börse. Nach der Übernahme mehrerer kleinerer Brauereien kommt es 1920 zur Fusion mit der Unions-Aktienbrauerei, bei der die jüdische Brauunternehmerfamilie Schüle in aus Haidhausen mit Vater Josef und Sohn Hermann das Sagen hat.

Die Geschichte von Hermann Schüle in, der bei Löwenbräu Generaldirektor wird, ist eines der interessantesten Kapitel: Aufgrund der jüdischen Großaktionäre und Aufsichtsratsmitglieder diffamieren die Nationalsozialisten Löwenbräu als »Judenbier«. Schüle in wird zuerst noch wegen seiner herausragenden Fähigkeiten geduldet, muss 1935 dann in die Vereinigten Staaten emigrieren. Er tritt in die Liebermann Brewery in New York ein und erreicht mit der Biermarke »Rheingold« einen durchschlagenden Erfolg.

Für die 1950er Jahre ist bezeichnend, dass der Löwe im Inland an Marktmacht verliert, im Export aber überproportional zulegt. So behauptet sich die Brauerei mit konstant 20 Prozent am stetig wachsenden amerikanischen Exportbiermarkt. Hermann Schüle in engagiert sich, trotz aller Erniedrigungen während der NS-Zeit, für seine alte Brauerei.

1982 verändert sich die Gesamtsituation zu Ungunsten des Bieres als eigentliches Kerngeschäft der Brauerei. Der Mehrheitsaktionär August von Finck löst den Immobilienbesitz von Löwenbräu und überführt ihn in die neu gegründete Immobiliengesellschaft Monachia Grundstücks-AG, die nun eigenständig floriert. Dem Zeitgeist entsprechend sollte eine Brauerei ausschließlich aus ihrer eigentlichen Tätigkeit, dem Bierverkauf und den Lizenzen, leben können.

1997 übernimmt die Gabriel Sedlmayr-Spaten-Franziskaner-Bräu KGaA die schwer angeschlagene Löwenbräu AG und führt sie als Tochtergesellschaft weiter. 2003 folgt der Verkauf an den belgischen Braukonzern Interbrew, der heute zum internationalen Großkonzern AB InBev mit Sitz in Brüssel gehört. Als Monument für die einstige Münchner Großbrauerei bleibt letztlich nur der 1883 erbaute Löwenbräukeller am Stiglmaierplatz.

Erwähnenswert sind die 196 Tabellen am Ende des Bandes, die dem Interessierten eine Fülle weiterführender wirtschaftsgeschichtlicher Fakten bieten: Der Bierabsatz der Löwenbräubrauerei im In- und Ausland kann seit dem Jahr 1872 nachvollzogen werden. Unter der Rubrik Fassbier- und Flaschenbierexporte kann man zum Beispiel erfahren, dass im Sudjahr 1897/98 nach Ägypten 1.3329 Hektoliter geliefert wurden. Über die Tabellen zu den Sortenanteilen lassen sich Verbrauchertrends ablesen wie die Abnahme des dunklen zugunsten des hellen Bieres. Des Weiteren werden sämtliche Anwesen, die von der Brauerei seit 1879 erworben worden sind, aufgelistet. Dazu werden die Spezialausschänke der Brauerei in deutschen Städten erfasst mit dem Vermerk »angemietet« oder »eigen«. Dies verdeutlicht das früher erfolgreiche Konzept der Brauereien durch die Gastwirtschaften im eigenen Immobilienbesitz den kontinuierlichen Bierabsatz zu gewährleisten.

Erfreulich ist die reiche Ausstattung des Buches mit historischen Fotos, die vorzüglich gedruckt sind. Für den Liebhaber der Bierwerbung finden sich die entsprechenden Plakate, Reklamemarken und Flaschenetiketten. Insgesamt beweist die Publikation, dass Firmennachlässe im Bayerischen Wirtschaftsarchiv bestens platziert sind und dort entsprechend sorgfältig bearbeitet und publiziert werden.

Florian Dering, München

Rita Szeibert: Meisterstücke zwischen Mode und Tracht. Caraco- und Spenzergewand München: Hirmer Verlag 2017

164 S., ISBN 978-3-7774-2929-8, EUR 34,90

Möchte man sich mit Literatur zur Kostümgeschichte befassen, so muss man sich in der Regel noch immer entscheiden, ob es um Kleidermode bürgerlicher, häufig höfischer Stände oder um volkstümliche Tracht gehen soll. »Schuld« an dieser bis heute fortwirkenden Polarisierung ist das um 1800 entstandene, romantisierende Interesse an Tracht, das sich ausschließlich auf bäuerlich-ländliche Kleidung bezog und in der Folge auch politisch genutzt wurde: Erwähnt seien hier beispielhaft die Lithografie-Serien »National-Costueme des Koenigsreiches Bayern« von Felix Joseph von Lipowski sowie »Festzug der 35 Brautpaare zur Vermählungsfeyer Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern ...« von Wilhelm Gustav Kraus, zu dem sich Trachtengruppen aus allen Teilen Bayerns in München formierten. Die Kleidung des städtischen Bürgertums, die sich von der der ländlichen Bevölkerung deutlich abhob, war zu Beginn des 19. Jahrhunderts dagegen kaum von Interesse.

Die Auffassung, »Volkstracht« sei ein Gewandstil, der sich über Jahrhunderte in der ländlichen Bevölkerungsschicht entwickelt hat, ist heute überholt. Doch auch der noch immer bemühte Gegensatz »Mode – Tracht« greift zu kurz, denn gerade die Kleidung des städtischen Bürgertums fand ihre Ausprägung genau zwischen diesen Polen. Eine soeben erschienene Publikation von Rita Szeibert belegt dies an einem speziell weiblichen Kleidungsstück – der Schoßjacke. Abgeleitet von der internationalen Mode des Frührokoko, entwickelte diese sich zu einer bevorzugt von Frauen des mittleren und gehobenen Bürgertums getragenen Gewand-Erscheinung, die schließlich auch Eingang in den bäuerlich-ländlichen Bereich fand.

Szeibert beginnt ihre rund 150 Jahre umfassende Geschichte des Spenzers mit dem

sogenannten Caraco, der sich vor dem 18. Jahrhundert entwickelte und im Rokoko eine bedeutende Stellung in der bürgerlichen Frauenkleidung errang. Gemeint ist damit eine eher hochgeschlossene Jacke mit abnäherloser, glatter Vorderfront, silberner Knopfreihe, rundem, unverziertem Ausschnitt, vorne abgesenkter Taillenlinie mit gespreizten »Schoßerspitzen« und einer »Schoßerglocke« am Rücken sowie Dreiviertel-Ärmeln. Individuell variiert, dominierte dieses Kleidungsstück bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die städtische Bürgerinnen-tracht. Um 1790 jedoch wurde der Caraco durch das kurze Spenzerjäckchen verdrängt, das über den nun modischen, leichten Kleidern getragen wurde. Die Einführung der Krinoline (um 1840), die Taillen- und Rockproportionen veränderte und damit auch die Jacken-Form beeinflusste, beendete schließlich die Spenzer-Zeit.

Den historischen Epochen (Früh- und Spätrokoko, Französische Revolutionszeit, Directoire, Empire, Restauration, Biedermeier) folgend, beginnt die Autorin jedes Kapitel mit einer knappen, aber äußerst fundierten historischen Einführung, die neben politischen auch soziale und die daraus folgenden modischen Veränderungen benennt, die eben auch die Schoßjacke betrafen. Daran anschließend stellt sie exemplarische Originalstücke vor, die sich in zahlreichen Museen erhalten haben. Sie beschreibt die verwendeten Stoffe, deren Zuschnitt und Verarbeitung sowie individuelle Schmuck-Details. Die von der Autorin selbst erstellten exakten Schnittzeichnungen veranschaulichen die äußerst komplexe Nähetechnik der Jacken. Die hier angesprochenen Aspekte vertieft Szeibert in der Folge noch mittels weiterer Textilobjekte, denen sie häufig sogar überraschend exakt korrespondierende Porträtgemälde (inklusive kurzer Biografien der dargestellten Frauen) gegenüberstellen kann.

An die kostümgeschichtlichen Ausführungen schließen sich die nicht minder interessanten Kapitel »Handwerk und Handel«, »Material und Produktion« sowie »Kleiderpflege, Zweit-

und Endverwertung« an. Auch hier legte die Autorin viel Wert auf anschauliche, facettenreiche Abbildungen. Ein Stichwort-Register mit Glossar, in das auch alte Fachbezeichnungen aufgenommen wurden, runden das Thema ab.

Rita Szeibert, deren spezielles Interesse seit langem der Münchner Frauenmode bis 1850 galt, ist ein außergewöhnliches Buch gelungen. Zugute kam ihr dabei, dass sie als Schneidermeisterin, Schnitt- und Entwurfsdirektice über ein praktisches Fachwissen zum Thema verfügt, wie es sich ein rein akademisch ausgebildeter Kunstwissenschaftler nur schwer aneignen könnte. Da sie dieses durch historische und kostümhistorische Kenntnisse auf wissenschaftlich höchstem Niveau ergänzt, darf die vorliegende Publikation schon jetzt als neues Standardwerk zur bürgerlichen Frauentracht gelten. Dank ihres flüssigen, detailreichen, doch niemals zu theorieelastigen Schreibstils, der prachtvollen Bebilderung und nicht zuletzt der vielen vergnüglichen historischen Zitate zu Mode-Dingen vermag sie auch den kostümhistorischen Laien für diese spezielle Ausformung weiblicher »Putz-Sucht« zu begeistern.

Brigitte Huber, München

Franz Haselbeck: Öffentlicher Anschlag: Plakate als Spiegel der Traunsteiner Stadtgeschichte, Traunstein: Verlag Traunsteiner Tagblatt 2017

271 S.; ISBN 978-3-00-056862-6; EUR 29,80

Stadtgeschichte einmal anders. Franz Haselbeck, der rührige Stadtarchivar von Traunstein, verfügt in seinem Haus über einen reichen Plakat-Fundus von mehr als 7.200 Plakaten, von denen rund 400 Stück vor 1945 erschienen sind. Da die Vorlage der häufig gebrauchten und deshalb nicht immer in optimalem Zustand erhaltenen Blätter deren Erhaltung nicht gerade zu-träglich ist, hat sich das Stadtarchiv Traunstein dazu entschlossen, zumindest die älteren, vor Kriegsende erschienenen Plakate und Anschläge

zu fotografieren, inhaltlich genau zu erfassen und zu beschreiben. Da die Benutzung nun – im Regelfall völlig ausreichend – digital erfolgen kann, wurden die empfindlichen Objekte konservatorisch optimal versorgt.

Doch die Blätter sollten nicht einfach nur »ewige Ruhe« genießen. Schon 2016 stellte Haselbeck rund 50 Beispiele der Sammlung in der samstäglichen Beilage des Traunsteiner Tagblatts vor. Da diese Serie großen Anklang fand, entschloss sich der Archivar, finanziell unterstützt vom Historischen Verein für den Chiemgau zu Traunstein e. V. sowie etlichen Sponsoren, daraus ein Buch zu machen. Und tatsächlich erweist sich dies als äußerst lohnend.

Die von Haselbeck ausgewählten Beispiele aus den Jahren 1853 bis 1963 sind einerseits ein regionaler Beleg für die allgemeine Entwicklungsgeschichte des Plakats – vom reinen Schriftstück zum aufwendig gestalteten Künstlerplakat. Sie erzählen zugleich aber auch Episoden der Traunsteiner Stadtgeschichte. Jeder der vorgestellten »öffentlichen Anschläge« steht für ein Ereignis, eine Initiative, eine Werbemaßnahme, die sachkundig und detailreich erläutert und mit zusätzlichem Abbildungsmaterial geschickt bebildert ist. Dabei geht es um rein lokale Themen, etwa die Stadtwaage am Maxplatz (1861), das Kaufhaus Barasch (1894) und das erste Imageplakat (1900), das 90-jährige Jubiläum des örtlichen Turnvereins etc., aber auch um überregionale Sujets wie das Ende des Guldens (1876), den Tod König Ludwigs II. (1886), die Ermordung des ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner (1919). In der NS-Zeit stehen naturgemäß politische Themen im Vordergrund (Reichstagswahlen 1932/33, Röhm-Putsch, »Auf Befehl der Militärregierung« u. a.).

Franz Haselbeck hat mit seiner Publikation ein äußerst ansprechendes Format gefunden, die umfangreiche Plakat-Sammlung des Stadtarchivs Traunstein vorzustellen und zugleich wesentliche Aspekte der Stadtgeschichte kurzweilig, anschaulich und schön gestaltet zu

erzählen. Da seine Auswahl auch für ganz Bayern relevante Themen berücksichtigt, ist das Buch keineswegs nur für regionale Leser von Interesse.

Brigitte Huber, München